

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 14 (1910-1911)  
**Heft:** 7

**Artikel:** 22Kulturgeschichtliche Skizzen vom Gestade des Locarner-Sees [Teil 1]  
**Autor:** M.Th.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664822>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

nahm das Geldhäufchen und warf es ins Feuer, das dem Verlöschen nahe war. Es flackerte mit blauer und gelber Farbe auf, und dann war es geschehen.

„Was verbrennen Sie da?“ fragte der Mann, der sich bei dem plötzlichen Schein umgewendet hatte.

„Eine alte leere Briefftasche,“ antwortete Domenica und warf sie auf den rauchenden Aschenhaufen.

Dann kehrte sie sich um und setzte rasch ihren Weg fort. Sie ging so leicht, als wenn sie Flügel hätte.

Am folgenden Tag stand sie, mit einer leeren Blechflasche auf dem Arm, in der langen Reihe der Armen, die auf die Suppenausteilung im Kapuzinerkloster warteten.

(Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Känel.)

---

## Kulturgeschichtliche Skizzen vom Gestade des Locarner-Sees,

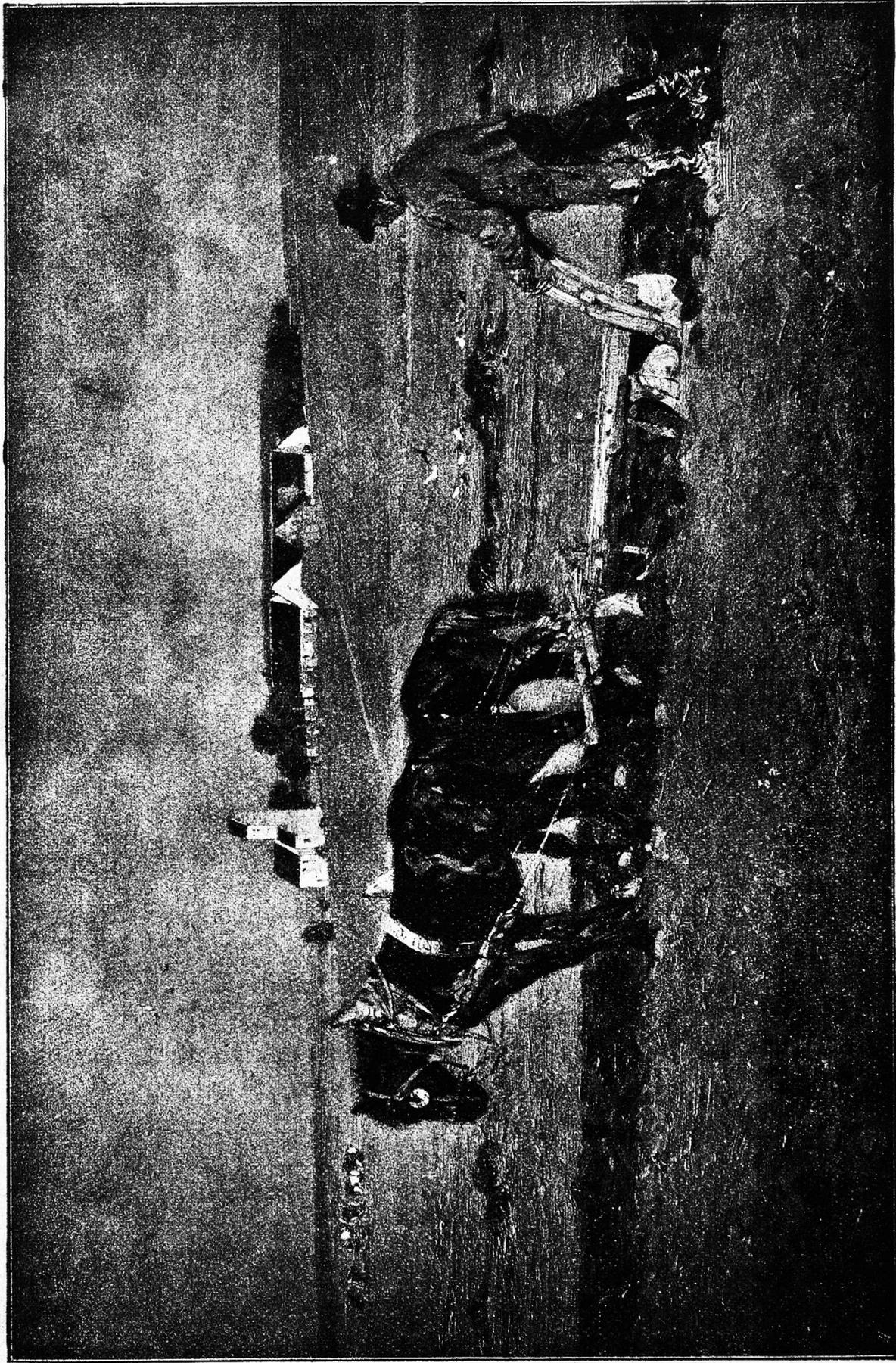
von M. Th.

### I. N a c h W e l s c h l a n d.

„Um des Himmels Willen! Doch nicht mit dem Wetter beginnen! — Das verstößt doch gegen alle Regeln guten Anstandes und verrät barbarische Bildung.“

Aber wenn nach wochenlangen Regengüssen einem die liebe Sonne wieder einmal warm auf den Buckel brennt, wenn man Türen und Fenster aufreißt, den schier fremd gewordenen Gast hereinstrahlen zu lassen in Haus und Herz, wenn die Nebel aus den Tälern weichen und vor dem strahlenden Himmelslicht auch all jene trüben, traurigen Truggebilde in der Menschen Seele zerfliegen, — wenn einem zur Fahrt über den Gott-hard der düstige Herbsttag in unbeschreiblicher Glorie aufgegangen ist — dann findet's vielleicht auch der blasierteste Bildungsphilister verzeihlich, wenn einem über solchem Reifewetter das Herz warm wird und man mit dem Wetter beginnt.

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust, da weht Gottes Odem, so frei mir in die Brust.“ Und doch, nicht alle ziehen frohgemut hinaus. Jener stämmige, schwarzlockige Tessiner, als er von Gordola aus zum letzten Male des Tales seiner Heimat und Jugend ansichtig ward, aus dem er mit andern frohen Kameraden nun übers Weltmeer, nach Amerika zog, hat geheult wie ein Kind und das Antlitz vor Schmerz in den Händen geborgen. Ins Wandern mischt sich das Abschiednehmen. Es



**Auf dem Felde.** Nach dem Gemälde von Prof. Otto Strützel, München.

ist auch ihm nahegegangen und hat sein Auge mit Tränen gefüllt, jenem alternden, gebückten Vater, der die zitternde Hand vielleicht zum letzten Male den Kindern, den Enkeln gereicht, und dann ihnen nachgeschaut, bis der Zug sie seinen Blicken entführte.

Schon oft habe ich sie gemacht, die altehrwürdige, völkerverbindende Straße, die ins Land der lachenden Sonne, der Sehnsucht und des süßen Träumens führt. Und so oft ich sie wieder begehe, gewinnt sie mir neues Entzücken und Bewundern ab.

Schauerlich muß in diesem Sommer der wilde Schächel gehaust haben, denn jetzt noch, Monate später, nachdem das entfesselte Element des Menschen Ohnmacht und Kleinheit erwiesen, liegen sie da die Bilder trostloser Verwüstung. Ein neues Bett hat er sich gegraben, das alte liegt ausgetrocknet daneben. Eiskalt läuft's mir über den Rücken, als sie die unselige Rufe weisen, die dort an der Felswand drüben Mutter und elf Kinder begraben. — Doch weg mit den düstern Bildern des Todes und der Verwüstung. Ein schneller Blick, im richtigen Augenblicke erfaßt, führt uns ins munter sprudelnde Leben zurück. Wild schäumt, vom Sonnenlicht strahlend beschienen, der stürzende Kärstelenbach durch eines unserer schönsten Alpentäler. Hier „am Steg“ beginnt die Gotthardstraße. Ich weiß es nicht, warum ein leises Schauern, ein geheimnisvolles Etwas bei diesem Namen mich immer beschleicht. Ist ein Stück Mittelalter mit seinen Bergeschreknissen, mit dem unglaublichen Gefabel auch über des Gotthards unermessliche Höhe, mit seinen Höhlen und Schluchten, Gründen und Tiefen voller Drachen, Dämonen und menschenfeindlichen Mächten noch in der Seele des Kindes des 20. Jahrhunderts hängen geblieben. Ist's, daß ein Schauer mich durchfährt, wenn ich des kühnen Geistes derer gedenke, die über diese tobenden Wasser und senkrecht steigenden Felsen, über gähnende Abgründe und schwindelnde Höhe Straße und Bahn gebaut. Ich weiß es nicht. Doch jetzt heißt's aufpassen, die Augen weit aufstun, damit einem nichts entgeht. Auch unter den Mitpassagieren beginnt sich's zu regen. Der eine weist dahin, ein anderer dorthin, Leiber und Hälfe recken sich, und wenn einer an Hühneraugen leidet, so braucht er sich wahrlich nicht zu beklagen, daß ihnen nicht alle Ehre erwiesen werde. Doch der Blick nach oben und unten, nach rechts und links in all die majestätische Schönheit hinein, läßt auch solche unangenehmen Beigaben einer Gotthardreise bald vergessen. Doch schau her! Dort in der Ecke schläft einer den unverzeihlichen Schlaf, unverzeihlich in solcher Gegend! Mir ist's, als sollt ich ihn wecken: steh auf, der du schläfst, und schau um dich. — Doch wer weiß, mir würde solcher Liebesdienst wahrscheinlich übel gelohnt. So lasse ich ihn schlafen, den Unverbesserlichen, und später, als er in Göschenen, wahrscheinlich immer noch schlaftrunken, den Zug auf und ab rennt, nach

seinem Wagen zu suchen, da konnte ich ihm wenigstens den Liebesdienst erweisen, ihm seine Ecke wieder zu zeigen, in der er aufs neue weiter schlafen konnte.

Wir andern schauten, wir schauten immer mehr und intensiver, wie das stolze Doppelgespann die lange Wagenreihe feuchend den Berg hinanschleppte. Das Schauen ward schier gar zur „wilden Begeisterung“, als die gewaltigen Rehren bei Waffen langsam den Berg überwandten. „Wo sind wir denn durchgefahren, ich werde nicht mehr flug.“

Die großartigste Partie der ganzen Bahn bleibt doch die Steigung bei Waffen. Nicht halb so groß ist nach meiner Erfahrung wenigstens die Bewunderung, welche die Kehrtunnels auf der Tessinerseite im



Ansicht von Waffen (mit Windgelle).

Gotthardreisenden hervorzurufen pflegen. Rührt's daher, daß das Auge durch all das Schöne, was es drüben gesehen, schon müde geworden ist.

Lange noch war die nun weltberühmt gewordene Kirche auf Waffen's Anhöhe zu sehen, sie wurde kleiner und kleiner, je weiter wir im Zuge enteilten. Da fiel in das schöne lachende Landschaftsbild plötzlich ein häßlicher Fleck. Darf wirklich Gewinnsucht und Geldgier ihre Arme bis in die höchsten Täler unserer Alpen hineinrecken? Das fehlte noch, daß auch unsere Felsen und Felsenwände hoch oben in sonniger Alpenregion in

das bunte Reklamegewand großstädtischer Giebelwände gekleidet werden, allem ästhetischen Bartgefühl zu Leid und dem Auge zur Qual. Heimatschutz, auch da gilt's, wohl auf der Hut zu sein.

Die Szenerie wird monotoner und ernster, von den schneeigen Höhen des nahenden Hochgebirges durchweht frische Alpenluft die raucherfüllten Wagen. Starr, wie wenn die Welt hier zu Ende käme, baut der mächtige Wall gegen den Gotthard sich auf. Durch die Röhren der Straße steigen einige Soldaten, mit schwerem Tornister bepackt, zum verborgenen Fort hinauf.

Vor der felsigen Barrière kommt auch der Zug zum Stehen. Alles stürzt aus dem Wagen; Buffets und Wartesäle des nahen Restaurants werden erstürmt; zwanzig Minuten nur sind gewährt, der knurrende Magen verlangt sein Recht, die frische Alpenluft zehrt. Da spielt sich nun aber eine Kulturszene solch seltener Art vor unserm Auge ab, daß sie mit einigen Strichen festgehalten werden muß.

Die „Obern-Zehntausende“ und die „Untern“ gehen auch hier, wie überall im Leben, verschiedene Wege. Von jenen wird das exquisiteste Diner zu 3 Franken in unglaublicher Hast verschlungen, befrachtete Kellner gleiten in fliegender Eile über das glatte Parquet. Hier gibt's leichtere Tafeln, sogar ein Teller dampfender Suppe reicht hin, den genügsamen Wanderer zu erquicken. Der geräumige Saal ist dicht besetzt. Auch einige der „Obern“ haben sich hieher verirrt. Und mit Augen kann man sehen, wie wahr die Maxime moderner Zeit hier geworden, daß ein jeder sich selbst der nächste ist. Ein Lachen und Rennen, ein Rufen und Schreien, alle Sprachen tönen wirr durcheinander, dann aber tritt mit einem Male schier lautlose Stille ein, tieffstes Schweigen, nur unterbrochen durch das eifrige Gerassel und Geklapper der Werkzeuge. Jeder ist vollauf mit sich selbst beschäftigt. Das Schreckgespenst der 20 Minuten drängt jeden andern Gedanken als den ans Essen zurück. — —

Die Magenfrage ist gelöst, in den dicht besetzten Tischreihen entstehen Lücken. Die Nervösen, vom Reisesieber Geplagten finden nicht Ruhe noch Rast, als bis sie sicher wieder im Wagen sitzen. Ob's Essen geschmeckt, ist eine andere Frage, genug, sie haben wenigstens gegessen. Wir wandern noch ruhig der vor uns stehenden Bergwand zu. Ein imposanter Anblick — ein Gotthardschnellzug unmittelbar vor der Einfahrt ins „große Loch“. Wieder wollte ein geheimnisvolles Etwas meine Seele beschleichen, aber das «partenza» der Kondukteure riß mich aus allen unnützen Reflexionen. Die langen Wagenreihen füllen sich, ein „Allzugemächlicher“ findet in letzter Minute noch Einlaß. Dann geht's hinein in den fürchterlichen grauenhaften Rachen des Berges, hinein in die Unterwelt, aus der freilich eine baldige Erlösung zu noch schönerem Dasein winkt.

Ein „Behüt uns Gott“ entsteigt unwillkürlich meinem Herzen, aber ach was! — das ist nicht modern, mit solchen Gedanken durch den Gotthard fahren. Sie lachen und plaudern, wie die Nacht uns umfängt, sie lesen die Zeitung und setzen die Weinflasche an, sie rücken enger zusammen und singen allerlei Lieder, nicht alle für dezente Ohren. Ist's, daß die Dunkelheit im Menschenherzen dunkle Gedanken weckt; bei jenem dicken, grinsenden, wenig ästhetischen Antlitz mochte es sein; der plumpe Geselle hat die Fahrt durchs „Loch“ benützt, sie seinen Spießgesellen mit allerlei pikanten Wizen zu kürzen.

Ein Gedanke legte sich mir mit Macht auf die Seele, daß Wenige, die den großen Tunnel durchfahren, eigentlich wissen, was sie tun. Mir wollte es scheinen, als müßte die Großartigkeit des Werkes, das hier vollbracht worden ist, der Triumph des Menschengestes über die tote Materie, den Stein, den wir hier in seiner Vollendung schauen, jeden halbwegs nachdenklichen Menschen mit stiller Ehrfurcht und Schweigen erfüllen.

Im 13. Jahrhundert kam die erste schriftliche Kunde von einem Weg über den Gotthard zu uns. Die schöne, breite Fahrstraße war's noch nicht, die wir heute begehen, ein Saumweg für Pilger und Saumtiere. Denn nach Rom ging der Zug der Frommen, und diese waren die ersten Gotthardpilger. Ihnen zum Schutz ward eine Herberge auf der Paßhöhe errichtet. Bis auf des Berges unwirtliche Einöde, ja über dieselbe hinaus reichte der Einfluß des nimmerruhenden Karl Borromäus. Er gründete 1560 hier eine Pfründe der Oblaten. Von 1629 an bestand dann ein eigenes Hospiz. Mancherlei Schicksale sind über die hochgelegene einsame Behausung gekommen. Von Lawinen weggerissen, von kriegerischer Hand zerstört und in Asche gelegt, erstand sie immer von neuem aus den Trümmern, und Ungezählte sind's, die hier Schutz und Rettung und Obdach in Sturm und Wetter gefunden.

Aber auch andere Leute zogen damals schon über das unwirtliche Gebirge. Nicht mit Brevier und Rosenkranz, wohl aber das Schwert an der Seite, die Kriegswaffe zur Hand. Drüben im schönen Italien winkte der Sold der streitenden Fürsten, die reiche Beute der blutigen Schlacht. Schon 1373, so weiß der alte Chronist zu erzählen, wären 3000 Fußknechte aus der Schweiz den mächtigen Visconti von Mailand zu Hülfe gezogen, um gegen den Papst zu kämpfen. Und keine Drohung des Heiligen Vaters, auch seine Kirchenstrafen nicht, vermochten in den markigen Söhnen der Schweiz das Verlangen nach glänzendem Gold zu ertöten.

Dem Krieger folgte der friedliche Kaufmann. In Flüelen mußte schon im 14. Jahrhundert Zoll für die durchgehenden Waren entrichtet werden, und heute noch sind an der alten Brücke über die Göschener-Neuß, die Überreste eines Lozes zu erkennen, an dem in vergangenen Zeiten auch

ein Zöllner saß. Aber ein Saumweg war immer noch der Übergang über den Gotthard und wenn auch 1775 ein englischer Mineraloge mit einer Kutsche ihn befuhr, so ward dies damals schon für ein Aufsehen erregendes Unternehmen angesehen und groß wird diese Kutsche nicht gewesen sein. Nicht unwahrscheinlich klingt's, daß in frühern Zeiten in Basel, wo die Kaufherren den Gotthard-Weg schon häufig für ihre Warentransporte benutzten, die Breite der Ballen genau abgemessen werden mußte, damit sie nicht mit den Saumtieren zugleich in den Engen des Passes stecken blieben. Der Saumweg machte der Straße Platz. 1820—1830 wurde sie von dem nicht reichen Uri für ungefähr eine Million Franken erbaut, durch denselben Ingenieur, Karl Emanuel Müller von Altdorf, der später die viel bewunderte und begangene Arenstraße schuf. Und nun rollte Jahrzehnte hindurch lustig und fröhlich der Postwagen bergauf — bergab. Wer konnte es nicht, das entzückende, lebenswahre Bild, das dem großen Zürcher Tiermaler mit zu seinem unsterblichen Ruhme verholfen, wer konnte nicht Koller's „Gotthardpost!“ — Tag und Nacht fuhren sie in lachenden Sonnenschein hinein, in Schneegeflöber und in Lawinengefahr, durch die kalte, grausige Schlucht der Schöllenen, über die Brücke, die der Teufel selbst gebaut haben soll. Sie fuhren durch jene grünende Dase inmitten der sie umschließenden Steintwüsten, durch's freundlich-liebliche Urseren-Tal, von dem der alte P. Placidus à Spescha in seiner handschriftlich hinterlassenen Beschreibung sagt: „Alles ist da größer und scheinbarer als anderswo. Ursern liegt wie in einer Sternwarte und die Himmelslichter scheinen von da aus weit glänzender als gewöhnlich.“ Sie fuhren in schwindelerregender Eile durch die 46 Kehlen des „Tals des Entsejens“ hinein in den lachenden Frühling des Südens.

Dies alles zog mir am innern Geistesauge vorüber, als ich, bequem und behaglich auf weichem Pfühle gebettet, das „große Loch“ durchfuhr. Bequem und sicher — da stiegen wieder andere Bilder vor mir auf. Der Sturmwind fegte heulend durch die schauerlichen Felsenriffe, und verirrt, erschöpft — erfroren lag der einsame Wanderer am Wege; frachend stürzt die donnernde Lawine zur Frühlingszeit ins Tal und ihr verderbenbringender Lauf birgt eisigen Tod; nicht weniger fürchterlich wirbelt die „Gurete“ den Schnee in Wolkenmassen auf und raubt dem Wanderer die Besinnung. Unzählige Menschenleben hat der Übergang über den Gotthard gefordert und kein Jahr verging, daß nicht Unglücksbotschaften vom Berge gemeldet wurden. So hat denn das Hospiz auf der Höhe, „das echte Samariterhaus in der Aufnahme und Pflege armer, durchgefrorener und hungriger Reisenden“ von jeher dieses Dienstes gewartet. Es war eine alte Pflicht des Spittlers, den Fuhrleuten, Säumern und Reisenden aller Art Hilfe zu leisten, beim Unwetter öfters die Glocke anzuziehen, um

Verirrten ein Zeichen zu geben und wenn er Gefahr ahnte, gegen die Tremola und gegen die Rodont an der andern Bergseite vorzudringen und Verunglückte zu retten.

Heute fahren sie so sicher, so gefahrlos nach Italien und denken nicht der frühern Zeiten, kaum aber auch des Triumphes, den der Menscheng Geist hier über die tote Materie errungen, des Aufwandes von Scharfsinn, Intelligenz und Ausdauer, die es gekostet, dies „große“ Loch durch den Berg zu bohren.

Übermals sind's andere Gestalten und neue Bilder, die vor mein Auge treten. Der „große“ Mann, der es gewagt, den Kampf mit den widerstrebenden Naturgewalten zu führen und der den Sieg errungen, auch wenn er vom Schlage getroffen, hier im Verginnern zusammensank. Vor mir



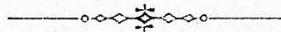
Markt in Locarno.

stand der Kampf mit des Wassers Gewalt, „das Ausfließen des Berges zu verhindern“, die Arbeiter in Leder-Gewandung, wie sie stundenlang fußtief im Wasser stehend und heftig hervorbrechenden kalten Wasserstürzen ausgesetzt, ihre mühsame Arbeit taten. Da und dort wollte einem der Mut entsinken und nur durch Verabreichung hoher Prämien war Ausdauer und Fleiß zu erhalten. Die Lichter im Tunnel, die hin und wieder aufblitzten, erinnerten an ein ander Feuer, das fürchterlich in dieser Unterwelt brannte, Angst und oft auch Verderben um sich verbreitend; des Dynamits zerstörende, furchtbare Gewalt, die Explosionen im Tunnel,

die in die Luft fliegenden Dynamitfabriken und Wärmhütten. Aber trotz allem und allem, das Werk war vollbracht, am 29. Februar 1880 der Rachtstollen durchschlagen.

Nach nicht ganz 25 Minuten Fahrzeit wird's wieder hell, das Loch ist durchfahren, wir sind in Airolo.

Aber o weh! Statt des erhofften wolkenlosen italienischen Himmels hängen schwere Wetterwolken tief an den Berglehnen herab. Ein Blick ins lawinengefürchtete Bedrettetal mit seinen schneeigen Gipfeln. Dann geht's in raschem Fluge bergab. Und siehe da, je näher dem Süden, um so mehr bricht tiefblauer Himmel aus grauwolkiger Umrahmung. Italienisches Gepräge überall, an Haus und Kirche, im Leben. Kirchlein mit weithin leuchtendem Campanile, die von jäher Felswand fürwähig ins Land hinein schauen, Steinplatten bedeckte Häuser, in allen Farben aus dem Grün fruchtbarer Kastanienhaine hervorleuchtend, nach der Kastanie die Rebe. In eiliger Fahrt geht's dem Tessin entlang, er wächst zum ansehnlichen Strome. Die burgengefrönte Capitale des Kantons ist erreicht. „Cambio per Locarno.“ Noch eine kurze Fahrt und wir sind herzlich froh, nach neunstündigem Wagengerassel das Reiseziel des heutigen Tages glücklich erreicht zu haben, das alte Luggarus am lacus Verbanus.



## In den April schicken\*).

Eine etwas räthelhafte Sitte, über deren Ursprung schon mancher sich den Kopf zerbrochen hat. In Schweden redet man von Aprilsnarren; in England „jagt man den Geck“ in den April; in Deutschland schicken wir die Narren in den April, nach dem (in Berlin und auch weit anders) bekannten Reim; April, April, man schickt den Narren, wohin man will; mit welchen Worten spottend derjenige begrüßt wird, an dem solcher Narrenstreich gelungen ist. Da gibt man einem Kinde einen Groschen und bittet, für dieses Geld aus der Apotheke etwas Mückenfett zu holen, oder ein Schächtelchen voll gedörrten Schnee, Puckelblau, Entenmilch und Gänsemilch, oder von einem Rosamentier ein paar Ellen gesponnenen Sand, oder Stecknadeln und Zwirnsamen.

Woher nun diese drollige Sitte? Die Einen nehmen gar einen biblischen Ursprung an. Der Herr Jesus Christus sei am Abend und in der Nacht vor seinem Tode vom Hohenpriester Hannas zum Hohenpriester Kaiphas, von diesem zum Landpfleger Pilatus, von Pilatus zum

\*) Aus „Bilderschmuck der deutschen Sprache“ von Dr. Hermann Schrader, Weimar, Verlag von Emil Felber.